

WÜRZBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

*Heft 38*

1964

---

Druck: Andreas Staudenraus Universitäts-Druckerei Würzburg

ERNST WOLLHEIM

UNIVERSITÄT  
ODER FACHHOCHSCHULE

WÜRZBURGER REKTORATSREDE

GEHALTEN AM 16. NOVEMBER 1963

ZUR REKTORATSÜBERGABE DER

BAYERISCHEN JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT

## Hochansehnliche Festversammlung!

Sie haben soeben den Jahresbericht des Herrn Prorektors gehört. Er gibt uns einen Eindruck von dem, was unsere Universität im vergangenen Jahr erreichen konnte, dem mit den Problemen Vertrauten aber auch einen Hinweis darauf, wieviele Wünsche, insbesondere in baulicher Beziehung, noch unerfüllt sind. Es ist zu begrüßen, daß bereits vor zwei Jahren bezüglich des Standortes unserer Universität eine klare Linie gefunden wurde. Ich habe dafür meinen Vorgängern im Amte, Herrn Professor Ziegler und dem jetzigen Prorektor, Herrn Professor Carrell herzlichst zu danken. Der neue Rektor kann diesen Weg nur mit aller Kraft weiter verfolgen.

Es hat sich die Tradition herausgebildet, daß bei der Übernahme des Rektorats der neue Rektor zu allgemeinen Fragen, die die Universitäten heute bewegen, Stellung nimmt. Ich knüpfe an die Rektorsrede von 1959 an, die der damalige Rektor, Professor Dr. Bengtson, über die Zukunft unserer Universitäten hielt. Er wies bereits damals auf die besonderen Probleme hin, die sich einerseits aus der Spezialisierung der wissenschaftlichen Forschung und andererseits aus dem Massenzeitalter ergeben, in dem wir leben müssen. Gerade für einen der Medizinischen Fakultät entstammenden Rektor ist es ein besonderes Anliegen, zu der Frage Stellung zu nehmen, wie sich die Aufgabe unserer Universitäten, Studenten für praktische Berufe vorzubereiten, mit der Idee der universitas litterarum vereinen läßt. Ich hätte daher diesen Bemerkungen zum Problem Universität — Fachhochschule auch den Titel geben können: Ist Wilhelm von Humboldts Konzeption der Universität, wie er sie 1809 und 1810 anlässlich der Gründung der Universität Berlin seinem König, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, formulierte, noch heute lebensfähig und für uns gültig?

Das wesentliche Merkmal der Humboldt'schen Universitätskonzeption scheint mir, daß sie das humanistische Bildungsideal als leitende Idee der Universität aufstellt und die diesem Leitbild entsprechende Organisationsform entwickelt. So betont Wilhelm von Humboldt, „daß bei der Organisationsform der höheren wissenschaftlichen Anstalten alles darauf beruht, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unablässig sie als solche zu suchen“. Und an anderer

Stelle: „Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher (nämlich in der Universität) durchaus ein anderes als vorher, der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da“. Mir scheint, daß aus diesen Grundgedanken sich die wesentlichen Konsequenzen der Humboldt'schen Universitätsidee entwickelt haben, die Verbindung von Forschung und Lehre, die Freiheit der Universität gegenüber dem Staat und die weitgehende Autonomie der Universität als einer Gelehrtenrepublik. Erinnern wir uns an den damaligen Tiefstand der deutschen Universitäten, von denen vielleicht nur Göttingen, Halle und evtl. Königsberg ein diskutables Niveau hatten (ich zitiere K o t o w s k i), so waren jene Gedanken für die Zeitgenossen Humboldts wahrscheinlich weit revolutionärer als die zahlreichen Reformvorschläge, die für die Umgestaltung unserer Universitäten heute gemacht werden. Es ist aber vielleicht auch zweckmäßig, Humboldts Universitätsidee in Beziehung zu setzen zu dem, was nur etwa 10 Jahre vorher Friedrich H ö l d e r l i n im Hyperion schrieb: „Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen. — Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?“ Und wenig später: „Voll Lieb', Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran. Du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäte, daß er nimmer einen Grashalm treibt. Und wie sie sprechen, wehe dem, der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat“. Soweit Hölderlin. Aus dieser Situation erfolgte unter dem Einfluß der Humboldt'schen Idee die Umwandlung der alten Gelehrtschule des Mittelalters zur modernen Universität, eine Entwicklung, in der die deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts vorangingen, und der bald in fast allen Kulturländern, nicht zuletzt seit Beginn des 20. Jahrhunderts auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, nachgestrebt wurde.

Die geistige und organisatorische Umwandlung der Universität aus ihren mittelalterlichen Traditionen erfolgte in einer Zeit, wo diesen

Institutionen immer mehr Ausbildungsaufgaben von seiten des Staates übertragen wurden. Die Aufgabe, Ärzte, Juristen, Lehrer für die höheren Schulen, Männer der Wirtschaft und der Industrie heranzubilden, führt zu einem immer stärkeren Massenbetrieb und damit zu einem der schweren Probleme, denen sich die Universität heute gegenübergestellt sieht. Zunehmende Unterrichts- und Prüfungsverpflichtungen entziehen den Professor seinen Forschungsaufgaben, und, was beinahe noch schlechter ist, die Freiheit der Lehre und damit des Lehrplanes wird in immer schärferem Maße beeinflusst von den Forderungen der staatlichen Berufsvorbereitung. Damit wird die durch die Universität zu leistende Fachausbildung für bestimmte Berufe eine Gefahr für die ursprüngliche Idee der Universität. Man wird sich dieser Problematik erst in unserer Zeit bewußt, in der der Andrang zu den Universitäten, teils aus dem Bedürfnis der Vorbildung für wissenschaftliche Berufe, teils aber auch aus Gründen des Sozialprestiges, ins Unermeßliche steigt, denn jetzt taucht eine neue Komplikation auf: die Aufblähung der Studentenzahlen muß zwangsläufig die Forderung nach einer entsprechenden Vermehrung des Lehrkörpers beinhalten, damit der zu bewältigende Lehrplan nur einigermaßen durchgeführt werden kann. Und damit entsteht eine ernste Gefahr für den qualifizierten Nachwuchs unserer Universitäten.

Gleichzeitig zeigt die Entwicklung vieler Teile wissenschaftlicher Forschung, insbesondere in der Medizin und in den Naturwissenschaften, den Drang zu einer immer intensiveren Spezialisierung. Die Zahl der Spezialfächer nimmt zu und damit wieder der Wunsch nach neuen Lehrstühlen. Die wachsende Zahl der Professoren droht schließlich, die historischen Fakultäten so stark aufzublähen, daß sie arbeitsunfähig werden.

Schließlich wird von mancher Seite betont, daß der Kosmos der Wissenschaften durch ihre Spezialisierung zerfallen ist.

So stehen wir vor der Frage, die auch insbesondere angesichts der notwendigen Neugründung von Universitäten intensiv diskutiert wurde, ob wir die historische Universität Humboldts erhalten können oder ob die Universität zu einer Verwaltungseinheit von Fachhochschulen nach amerikanischem Muster werden soll.

Man sagt, daß diese Entwicklung aus den angeführten Gründen unaufhaltsam wäre, und man hält sie sogar für begrüßenswert. Man weist auf die Erfolge wissenschaftlicher Forschung in den Vereinigten Staaten von Amerika hin und meint, es sei nicht tragisch, die Idee der *universitas litterarum*, der Kontakte der einzelnen Fächer miteinander, zu begraben und in eine vergangene historische Epoche zu verweisen. Man propagiert diesen Gedanken umso eifriger, indem man der derzeitigen deutschen Universität wissenschaftliche Sterilität auf vielen Gebieten vorwirft und sogar vorwurfsvoll meint, die Zahl

der Nobelpreisträger sei in unserem Lande in den letzten 10 Jahren besonders klein gewesen. Die Fragwürdigkeit gerade des letzten Einwandes zeigt die Verleihung der diesjährigen Nobelpreise in Physik und Chemie; zwei Preisträger sind Deutsche, zwei weitere Preisträger haben ihre entscheidende Ausbildung an deutschen Universitäten erhalten, bevor sie nach Amerika auswanderten.

Der Vorwurf ungenügender wissenschaftlicher Leistung geht aber an dem Wesen einer solchen Arbeit und der wissenschaftlichen Produktivität überhaupt vorbei. Man vergißt, daß der auf manchen Gebieten große Vorsprung der Amerikaner, zeitweise auch schwedischer und englischer Universitäten, nicht zuletzt darauf beruht, daß in Deutschland im Jahre 1933 ein der freien wissenschaftlichen Arbeit grundsätzlich feindliches Regime ans Ruder kam. Nach einer Angabe von H. H u b e r aus dem Jahre 1939 wurden damals in fünf Jahren 45 Prozent aller beamteten wissenschaftlichen Stellen innerhalb der deutschen Hochschulen neu besetzt. Dies bedeutet nicht nur echten Verlust durch Abwanderung fähigster Köpfe ins Ausland, sondern auch vielfach schwerste Belastung und Behinderung in der Arbeit für die Verbliebenen. Dazu kamen die Zerstörungen des Krieges. Das Jahr 1945 fand fast überall nur noch Trümmer der alten Universitäten vor. Wenn heute, achtzehn Jahre später, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herr H e s s , feststellen kann, daß „die Forschung in der Bundesrepublik auf den klassischen Gebieten und bei Verwendung klassischer Methoden im allgemeinen ihren international anerkannten und dem Ausland ebenbürtigen Stand hat wahren können“, so zeigt dies, welch gigantisches Maß an Aufbauarbeit in den alten Universitäten geleistet wurde. Und hier handelt es sich nicht nur, wie ein nicht gerade wohlwollender Zeitungsreporter die Äußerung von Herrn H e s s kommentierte, um Nacharbeiten bekannter Forschungen anderer, sondern vielfach um grundsätzlich neue Ergebnisse, die reges Interesse, auch von seiten der Amerikaner, erweckten. Der Rückstand, der nach Herrn H e s s in manchen neuen Forschungsrichtungen festzustellen ist, die außerhalb der üblichen Gebiete liegen, läßt sich zum Teil ohne weiteres dadurch erklären, daß ungewöhnlich große apparative Anforderungen nicht in wenigen Jahren eingeholt werden konnten.

Mir scheint es ein grundsätzliches Mißverständnis zu sein, die Frage der wissenschaftlichen Produktivität vorwiegend als Organisationsproblem aufzufassen. Jeder, der aktiv an der Forschung teilnimmt oder teilgenommen hat, weiß, daß Rhythmen, wie sie in jedem Menschenleben existieren, nicht nur die Arbeit des Künstlers, sondern auch die des Gelehrten beherrschen. Produktive Zeiten wechseln mit solchen ab, in denen Gefundenes und Erdachtes verarbeitet wird. Humboldt hat erkannt, daß die Organisation einer Universität stets

nur versuchen kann, ein Milieu zu schaffen, in dem die nicht allzu zahlreichen Begabungen sich frei entwickeln können. Wir haben also zu fragen, ob die heutige Universitätsverfassung dies noch tut, ob die Universität Humboldt'scher Konzeption geeignet ist, den vielfachen Aufgaben wissenschaftlicher Ausbildung in unserer Gesellschaft gerecht zu werden, Fachleute auf allen Gebieten der Wissenschaft heranzubilden und gleichzeitig die geistige Elite zu formen, die jedes Volk und jeder Staat braucht, um leben zu können.

Zu dieser Frage kann man grundsätzlich verschiedene Auffassungen vertreten. Manche meinen, daß man die wissenschaftliche Produktivität auf allen Gebieten allein durch ein sehr hochgetriebenes Fachwissen fördern kann. Nach meiner eigenen Erfahrung und in der Betrachtung der Geschichte meines Faches halte ich diese Meinung für einen tragischen Irrtum. Zu viele grundsätzliche Entdeckungen sind, wie es mein Lehrer, Friedrich K r a u s , mit seinem warmen, menschlichen Lächeln auszudrücken pflegte, mit der „fraicheur d'ignorance“ gemacht worden. Dabei ist die Unkenntnis natürlich nur gemeint in bezug auf allzu spezialisierte Kenntnisse der Teilgebiete eines Faches, nicht auf die Grundausbildung des Forschers. Die Grundposition aber sollte meiner Meinung nach nach wie vor die breite Basis einer Bildung sein, wie sie allein die Universität Humboldt'scher Prägung zu vermitteln imstande war. Sollte dieser Weg nicht zweckmäßiger sein als mit einer immer weitergehenden Spezialisierung der Wissenschaft eine Einengung des Horizontes jedes einzelnen Forschers in Kauf zu nehmen, die letzten Endes nur zu der lebensbedrohlichen Hybris eines Technokraten führen kann?

Man hat den Eindruck, daß manche sich heute schämen, den Humanismus noch für die tragende Idee zu halten. Andere halten ihn deshalb für überlebt, weil wir in unserer Zeit erlebt haben, daß auch eine humanistische Vorbildung nicht die Konsequenzen des Jahres 1933 oder etwa einen 9. November 1938, an dessen 25jährige Wiederkehr wir vor einer Woche erschreckend erinnert wurden, verhindern konnte.

Hier scheint mir ein grundsätzlicher Irrtum vorzuliegen. Sowenig wie P l a t o Recht hatte, als er lehrte, daß es genüge, das Gute zu erkennen, um es auch zu tun, sowenig gibt eine humanistische und wissenschaftliche Vorbildung die Garantie ethischen Verhaltens. Das, was wir Weltanschauung, Moral und die entscheidenden Maximen unseres Handelns nennen, kommt aus anderen Bereichen als denen der Wissenschaft! So glaube ich, daß die Aufgaben der Universität immer noch am besten im Rahmen der uns historisch überlieferten Humboldtschen Konzeption erfüllt werden können, wie es auch in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates festgestellt wurde. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß alle die genannten Entwicklungen und die

in ihnen ruhenden Gefahren das Bild dieser Universität verändern müssen.

Gerade die Bejahung der dynamischen Universitätsidee Humboldts bedeutet nicht, daß wir in selbstgenügsamer Befriedigung des Gegebenen beharren. Aber manche der zur Zeit gemachten Reformvorschläge scheinen im Hinblick auf das Ganze nicht sehr zweckmäßig zu sein. Selbstverständlich kann es einen Vorteil bedeuten, etwa vier oder sechs physikalische oder chemische Lehrstühle zu einer Abteilung oder einem sog. Department zusammenzufassen. Wenn man aber in Verkennung des amerikanischen Departmentsystems nun die Fakultäten nach ihren Spezialinteressen und Aufgaben in Abteilungen zerlegt, wie es etwa bei den 18 Abteilungen der Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum geschieht, so dürfte dies eher die gefährliche Situation verschlechtern als verbessern. Auch die Bestrebungen, den schulmäßigen Unterrichtsbetrieb in die Universitäten einzuführen, wie es von manchen Außenstehenden und von jungen Studenten oft gefordert wird, widerspricht der tragenden Idee unserer Universität. Sie leistet der Auflösung in Fachhochschulen Vorschub.

Die Wünsche und die Verwirrung der Anfänger werden aber verständlich, jedenfalls wenn ich an mein eigenes Fachgebiet, die Medizin, denke, wenn wir sehen, wie hier den Studenten in den ersten Semestern ein Stundenplan auferlegt wird, der fast jedes selbständige Denken ersticken muß und die Vertiefung in das Gelernte verhindert. Es ist notwendig, daran zu erinnern, daß vor 30 bis 40 Jahren jeder begabte Mediziner in den ersten Semestern seines Studiums so viele philosophische, historische, kunstgeschichtliche, archäologische, theologische oder juristische Vorlesungen hören konnte, wie es seinem Bildungsdrang entsprach. Trotzdem war er in der Lage, in seinem Fachgebiet bis zu seinem ersten Examen, dem Physikum nach dem 5. Semester, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen, oft mit einer wesentlich stärkeren Vertiefung in die naturwissenschaftlichen Fächer, als sie heute in der kurzen Zeit bis zum Vorphysikum möglich ist. Selbst in den späteren, den klinischen Semestern, war der Lehrplan noch keineswegs erdrückend. Es scheint mir aber ein Irrtum zu sein, die in den letzten dreißig Jahren eingetretene Entwicklung damit zu begründen, daß der Umfang des Stoffes, der erlernt werden muß, viel größer geworden wäre. Erinnern wir uns an Humboldt: „Der Stoff, mit dem die Universität sich zu beschäftigen hat, ist immer unendlich, und immer wird nur ein Teilbereich überschaut“. Wird nicht allzu häufig alter Lehrstoff weitergetragen, obgleich neue, wesentlichere Probleme aufgetaucht sind? Die Erziehung zum Fachbanausen kann nicht dem Ziel der Universität entsprechen, ja in vielen Fächern nicht einmal dem staatlichen Ausbildungszweck. Ein Arzt, ein Jurist oder ein Naturwissenschaftler ohne die notwendige Weite

des Horizontes und ohne umfassende Ausbildungsgrundlage kann nicht die Anforderungen erfüllen, die die Gesellschaft an ihn zu stellen berechtigt ist.

In Amerika hat man diesen Gedanken einer breiten Bildungsgrundlage durchaus akzeptiert. Da aber dort die Universität sich bereits zu reinen Fachhochschulen entwickelt hat, wurde die Allgemeinbildung in ein Zwischenstadium zwischen Universität und Gymnasium verlegt, in das College. Es gibt aber kaum einen einsichtigen Amerikaner, der mit dieser Lösung glücklich ist. Die Collegebildung vermittelt nur ein höchst oberflächliches Wissen in einigen Fragen der Allgemeinbildung. Im übrigen wäre dieser Weg für Deutschland nicht gangbar, da er zu einer Verlängerung des Studiums führen würde, ebenso wie der bereits früher gemachte Vorschlag, etwa die ersten zwei Semester als propädeutische Semester auszubauen. Eine Verlängerung des Studiums würde zu einer weiteren Überfüllung der heute schon zu engen Universitäten führen. Dies ist umso weniger diskutabel, als nach den statistischen Angaben bereits heute eine nicht unerhebliche Anzahl von Studenten länger auf der Universität bleibt, als nach dem eigentlichen Studienplan für die Ablegung der staatlichen Examina gefordert wird. In einem beachtenswerten Vortrag hat kürzlich der Bundestagsabgeordnete Dr. Hans D i c h g a n s auf das ernste Problem hingewiesen, daß unser akademischer Nachwuchs häufig erst mit dreißig Jahren in den Beruf eintreten kann. Eine Schwierigkeit liegt bereits darin, daß das Durchschnittsalter der männlichen Abiturienten, jedenfalls im Lande Nordrhein-Westfalen, Ostern 1962 20,5 Jahre betrug. Bedenkt man die Zeit, die noch durch den Militärdienst der wissenschaftlichen Ausbildung verloren geht, verstehen wir, daß es immer schwieriger wird, in einer sehr stark materiell ausgerichteten Zeit qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs zu gewinnen.

Es ist eine Tatsache, daß überall in der Welt, sogar in den Vereinigten Staaten, der wissenschaftliche Nachwuchs nicht ausreicht. Dies ist letzten Endes die Ursache, weshalb mit außerordentlicher Intensität in Amerika versucht wird, begabte Forscher aus allen Ländern einschließlich Deutschland zu gewinnen und in Amerika festzuhalten.

Dieser so häufig zitierten Abwanderung junger Forscher kann man aber nicht allein dadurch begegnen, daß man die Situation der Assistenten und des sogenannten Mittelbaues verbessert. Dies muß selbstverständlich geschehen, schon im Hinblick auf die gewaltigen Unterrichtsaufgaben. Aber darüber hinaus ist es noch viel wesentlicher, daß die Endstellung des Professors weit attraktiver gestaltet werden muß, als sie es heute vielfach ist.

Nur bei wenigen hervorragenden Begabungen sind Drang und Liebe zur Forschung so primär, daß sie, ungeachtet aller materiellen Aus-

sichten und Erfolge, bereits beim Studenten zum Durchbruch kommen. Bei vielen zum Teil später hervorragenden Gelehrten entwickelt sich die Liebe zur Wissenschaft erst in der wissenschaftlichen Arbeit. Sie lernen die Probleme sehen und begreifen den Vorzug, einen Beruf zu haben, der eigentlich ein Hobby ist. Aber das tut nur ein junger Mensch. Dr. D i c h g a n s betont mit Recht, daß die Schulbildung, ohne dadurch schlechter zu werden, konzentriert werden könnte. Wir sollten erreichen, wieder Abiturienten mit einem Durchschnittsalter von 18 Jahren zu erhalten. Diese jungen Studenten sollten eine Universität vorfinden, die ihnen das Erlebnis der Freude und des Glückes des Lernens und Forschens vermittelt und sie nicht von Anfang an auf die materiellen Ziele des Berufslebens und der vor ihm stehenden Examina lenkt.

Es würde mir überheblich erscheinen, außerhalb meiner eigenen Fakultät praktische Vorschläge zu machen, wie diese Aufgabe besser verwirklicht werden könnte, aber in der Medizin und wahrscheinlich auch in den Naturwissenschaften könnte wohl einiges ohne große Eingriffe in unsere Organisation erreicht werden. Aus guten historischen Gründen halten wir an den zwei relativ kurzen Semestern im Jahr fest. Der deutsche Student hat aber damit fast 6 Monate Ferien, nämlich März, April, August, September und Oktober, dazu die Weihnachtsferien und eine Woche Pfingstferien. Für den Hochschullehrer stellen diese Ferien bekanntlich die Zeit dar, in der er mehr oder weniger ungestört seinen wissenschaftlichen Arbeiten nachgehen kann und soll. Arbeiten aber auch die Studenten in dieser Zeit an dem, was sie im Semester gelernt haben? Der gerade für junge Menschen wichtige echte Anspruch auf Ferien dürfte doch mit 6 bis 8 Wochen im Jahr ausreichend befriedigt werden. Soweit in meinem Fach die Studenten in den Ferien arbeiten, tun sie es häufig in höchst unproduktiver Weise. Die stupide Examensvorbereitung stellt eine der großen Gefahren für jede wissenschaftliche Erziehung dar. Die oben angeführte Überfüllung der Stundenpläne ließe sich in der Medizin und wahrscheinlich auch in den Naturwissenschaften leicht beheben, wenn wir uns entschließen würden, einzelne Praktika, die im Semester viel Zeit beanspruchen, jeweils auf 2 oder 4 Wochen vor oder nach dem Semester zu verlegen, ein Vorschlag, der soeben auch auf der Westdeutschen Rektorenkonferenz gemacht wurde. Ich weiß, daß dieser Vorschlag bei meinen Kollegen nicht beliebt ist, aber ich bitte zu bedenken, daß diese Praktika je nach Art des Faches ganztägig oder halbtägig absolviert werden könnten. Es würde damit eine viel bessere Vertiefung in die betreffende Materie ermöglicht und der Student könnte zu einer verständigen Diskussion mit seinen akademischen Lehrern kommen. Er könnte auch Hinweise zu einem zweckmäßigen Literaturstudium empfangen und sie gleichzeitig befolgen

und würde nicht, wie es jetzt geschieht, bei der Praktikumsarbeit bereits durch den Gedanken an die nächste Vorlesung und den nur mühsam im Laufschrift zu erreichenden Sitzplatz abgelenkt werden. Die gefürchtete Mehrbelastung der Hochschullehrer würde durch eine derartig veränderte Verteilung der Arbeit nicht eintreten, denn die Gesamtzahl der zu erteilenden Stunden würde nicht vermehrt, also während des Semesters eine entsprechende Entlastung eintreten. Das so aufgelockerte vorklinische und klinische Studium würde die notwendige Zeit für die Allgemeinbildung ergeben und auch der Fachbildung eine wesentlich größere Intensivierung gestatten.

Damit würde dem Studenten in den wichtigen Übergangsjahren von der Schule zur Universität begreiflich werden, „daß er die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem zu behandeln hat und daher immer im Forschen bleiben muß“, wie Humboldt es ausdrückte.

Für die klinischen Fächer wäre zu wünschen, daß ihnen in den Ferien eine wirklich organisierte Famulatur die praktische Ausbildung vermittelt, die jetzt vorwiegend in die Medizinalassistentenzeit verlegt ist. Hierdurch könnte diese jetzt zweijährige Zeit vor der Erteilung der Approbation leicht auf ein Jahr reduziert werden, also eine echte Studienverkürzung erzielt werden. Allerdings müßte dafür Sorge getragen werden, daß diese Famulatur nur an Universitätskliniken und geeigneten großen Krankenanstalten durchgeführt wird, deren Chefärzte Dozenten oder apl. Professoren sind. Die Famulatur selbst sollte vorwiegend in den klinischen Hauptfächern und mit bestimmten Unterrichtsaufgaben erfolgen, die einer Kontrolle der Universitäten zu unterliegen hätte. Voraussetzung für die Anerkennung als teaching hospital wäre stets, ebenso wie in Amerika, die Vertretung der Pathologischen Anatomie in den betreffenden Krankenanstalten.

Meine Fakultät hat unter dem Dekanat von Professor B a u e r e i s e n in einem Memorandum zu den seinerzeit gegebenen Empfehlungen des Wissenschaftsrates Stellung genommen und sich darin einmütig für den Gedanken der Universität ausgesprochen und vor der Gründung medizinischer Akademien, die letzten Endes nur Medical Schools werden, gewarnt. Durch die Ausdehnung der Famulatur in dem eben geschilderten Sinne würde der Unterrichtsehrgeiz vieler städtischer Krankenhäuser auf zweckmäßige Weise befriedigt werden und die Bestrebungen, allerorten medizinische Akademien aufzubauen, würden entfallen.

Schließlich sollte man ernsthaft die Frage erwägen, ob die uns zwangsläufig auferlegte Erschwerung der Aufnahme von Studenten, wie sie aus Platzmangel in der Medizin und in den Naturwissenschaften

ten sich zur Zeit als notwendig erwiesen hat, nicht vielleicht doch ein zweckmäßiges Verfahren wäre, um das Niveau der Studenten zu heben.

Man fragt sich, ob nicht immer neue Fächer, die zu einem staatlichen Diplom führen, weit besser als in der Universität in speziellen Fachhochschulen unterzubringen wären. Für manche Arten eines gehobenen Fachwissens wird man nicht die spezifisch-wissenschaftliche Ausbildung als notwendig erachten müssen. Durch solche Fachhochschulen könnte, wenn sie das entsprechende Sozialprestige gewinnen und wenn insbesondere auch die Industrie anerkennen würde, daß dort vorgebildete Kräfte für manche Aufgaben des praktischen Lebens ausgezeichnet geeignet sind, eine zweckmäßige Entlastung der Universitäten erreicht werden. Man kann selbstverständlich einwenden, daß man dem jungen Studenten noch nicht ansieht, ob er ein produktiver Forscher werden wird. Es ist auch richtig, daß die Anzahl der Begabungen nicht groß genug ist, um den Zutritt zur Universität nicht möglichst breiten Schichten zu ermöglichen, die die nötige Vorbildung haben. Wenn aber die Fachhochschulen die gleiche Vorbildung forderten, könnte ein Student, der im 2. oder 3. oder einem späteren Semester seine Leidenschaft zur wissenschaftlichen Arbeit entdeckt, leicht zur Universität übergehen.

Vielleicht könnten die Kollegen anderer Fakultäten auch in ihrem Bereich manche relativ einfach durchführbare Maßnahme vorschlagen, die eine gewisse Erleichterung der augenblicklich dringenden Notlage der Universitäten herbeiführt. Wenn aber die Universitäten ihre Aufgaben erfüllen sollen, darf nicht das dringendste Anliegen vernachlässigt werden, nämlich die einmal für nötig erkannten und geplanten baulichen Maßnahmen weit schneller zu realisieren, als es bisher der Fall ist. Die wissenschaftliche Forschung kann zwar oft das Leben in 50 oder in 100 Jahren wesentlich verändern, sie hat aber ihre Aufgaben in der Gegenwart zu erfüllen. Es ist eine Utopie, Institute konstruieren zu wollen, die etwa einem Bedarf in 30 oder 50 Jahren dienen können. Das, was das Heute und Morgen benötigt, muß rasch befriedigt werden.

Es wäre auch falsch, allzu große Hoffnungen auf die Entlastung durch Neugründung von Universitäten zu setzen. Der Wiederbegründer unserer Universität, Julius Echter von Mespelbrunn, erwirkte im März 1575 das päpstliche Privilegium und im Mai 1575 das kaiserliche Privilegium für die Universität Würzburg. Aber erst 1582, also sieben Jahre später, konnte die Universität tatsächlich eröffnet werden. Der Umfang einer heutigen Universität macht es nicht leichter, Neugründungen durchzuführen. Ich fürchte, daß überall etliche Jahre vergehen werden, bis die geplanten neuen Universitäten ihre Arbeit beginnen. Über diese Zeit müssen die bestehenden Universitäten hinwegkom-

men, ohne in ihrer Zielsetzung durch den Massenunterricht erstickt zu werden. Es ist unsere Aufgabe, die Idee der Universität lebendig zu erhalten. Ich glaube, auch für die Universitäten gelten, wie für das Individuum, Goethes Worte:

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

### Literaturhinweise

- H. Dichgans: „Erst mit Dreißig im Beruf“. Vortrag, abgedruckt Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. 11. 1963, Nr. 252, S. 13.
- H. Heimpel: „Probleme und Problematik der Hochschulreform“. Schriften des Hochschulverbandes, Heft 8, Göttingen 1956.
- H. Huber: „Der Aufbau des deutschen Hochschulwesens“. Referat auf der 3. Wissenschaftlichen Woche für Universitätsbeamte der Verwaltungsakademie, 30. 3. 1939.
- W. v. Humboldt: Ausgewählte Schriften. Wilhelm Borngräber Berlin („Zur Gründung der Universität Berlin“ und „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten Berlin“).
- G. Kotowski: „Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität“. In: Universität und Universalität. Universitätstage 1963. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1963.